

— denkenden Publicum über das, was es liest, über die Entstehung, den Inhalt und Gehalt, über die Leitung und andere Bildungsfactoren und Eigenschaften der Zeitungen gewissenhafte Aufschlüsse zu geben, daß man sich müht — wie es ja bei uns Deutschen überhaupt nicht anders denkbar ist —, das erwachte Interesse historisch zu vertiefen und andererseits auch rückhaltlos die Schäden aufzudecken, an welchen unsere Presse unwiderleglich krankt. Unter den theilweise ausgezeichneten Arbeiten in dieser Richtung, von denen leider eine beträchtliche Anzahl, um nicht zu sagen die größte, in ihrer Art als ephemere Erscheinungen mit so vielen trefflichen Arbeiten in Flugschriftform das Geschick theilt, unter der Masse der jährlichen Literaturerzeugnisse in Vergessenheit zu gerathen, ist in erster Reihe Professor Buttkes Buch über „Die deutschen Zeitschriften und die öffentliche Meinung“ zu nennen. Mag man den einseitigen politischen Standpunkt des Verfassers noch so scharf verurtheilen und über diese und jene Ansicht auch auf andern Gebiete mit ihm rechten — eine Beherrschung des Stoffes, wie sie nicht vollständiger sein kann, wird ihm Niemand abzusprechen vermögen. Und wer einigermaßen in die maßgebenden Verhältnisse Einsicht genommen hat, wird dem Verfasser nicht nur das Verdienst immensen Sammelleißes zusprechen, sondern ihm andererseits auch Recht geben müssen in seinem pessimistischen Urtheile über den geistigen und sittlichen Gehalt unserer periodischen Presse. Es ist kennzeichnend für die Zerfahrenheit unserer gegenwärtigen Periode hinsichtlich der bestehenden Ansichten über Offenheit und Wahrheit auf dem bewegten Gebiete, daß Buttke das Vorwort zur ersten Auflage seines Buches mit den Worten eines schriftstellerischen Freundes einleiten zu sollen glaubt: „So schreibt man ein Testament.“ Daß der tüchtigen Arbeit trotz aller perfiden Angriffe und schamlosesten Verleumdungen der durch die Geißelhiebe des Schreibers Betroffenen ein ehrenvoller Platz in der Literatur eingeräumt und weite Verbreitung zutheil geworden ist, zeugt doch immer noch von dem lobenswerthen ehrlichen Sinne unserer Leserkwelt. Unter den späteren Arbeiten, die zumeist des Fundamentalwerkes von Buttke nicht haben entrathen können, scheint mir die beste, überhaupt eine in prägnanter Kürze und lebendiger Gründlichkeit abgefaßte Schrift, diejenige Karl Koscher's zu sein, welche zugleich Heft 3. und 4. der I. Serie der „Bildungsblätter für unser Volk“ (Emil Oliva in Bittau) bildet. Leider hat dies vortreffliche Büchlein eine Ausstattung erfahren, welche seine genußvolle Lesung überaus erschwert. Offenbar war die-

anderen Orten Deutschlands, eine nicht zahlreiche, aber mit der gefährlichsten Waffe versehene Einwohnerklasse, welche eine ewige Bewegung zu erhalten und zu fördern strebt. Es sind dies die sogenannten Schriftsteller. Unter selbigen darf man sich keineswegs gelehrte Männer denken, die ihr Leben dem ernstesten Studium widmen, sondern es sind vielmehr größtentheils junge, sehr ungelehrte Leute, die auf den Universitäten nicht so viel gelernt haben, um in irgend einem Fache dem Staatsdienste sich widmen und den hierzu erforderlichen Prüfungen Genüge leisten zu können. Deshalb hat keiner dieser jungen Tonangeber bis jetzt ein Werk von Bedeutung geschrieben, wohl aber fabriciren sie Flugschriften und füllen die Journale mit ihrem politischen Jetergeschrei, um — zu leben. Denn leben wollen sie, und um leben zu können, schreiben sie. Sie sehen sich als die äußersten Wurzelsfasern der Pariser Propaganda an und wissen recht gut, daß sie von ihren schriftstellerischen Producten nicht mehr werden leben können, wenn sie die ewige Bewegung der Gemüther zu erhalten nicht mehr im Stande sind. Bemerkenswerth ist es noch für unsere Zeit, daß unter diesen sogenannten Schriftstellern mehrere Juden gefunden werden.“ — So der Berichterstatter der Leipziger Zeitung. Seine ganze Klage ist eine eingehende Illustration der angeführten Bismarck'schen Worte von den catilinariischen Existenzen und den Leuten vom verfehlten Beruf. Zu selber Zeit urtheilte schon ein anderer ehrwürdiger Mann, daß „das Litteratenthum ein Krebschaden der Gesellschaft sei“. Und heute? —

selbe durch den normirten sehr niedrigen Preis vorgeschrieben nichts destoweniger ist sie zu beklagen.

Es klingt paradox und ist dennoch unzweifelhaft wahr, daß eine vollständige Geschichte der Presse überhaupt nicht zu schreiben sein wird — aus Mangel an Material. Nur scheinbar streitet gegen diese Behauptung der große Reichthum unserer Vierteljahre an Zeitungen. Aber man bedenke nur, daß das Papier derselben kein Jahrzehend zu überdauern im Stande ist, daß also auch gerade über jenen Zeitraum, in welchen sich die weltgeschichtlichen Ereignisse von größter Tragweite zusammendrängen, deren Einfluß auf unser gesamtes politisches, volkswirtschaftliches und culturelles Leben sich in lebhaftester Färbung gerade in unserer Tagespresse abspiegelt, nach dieser Seite hin nicht mit der Ruhe, die erst der Verlauf eines halben Jahrhunderts dem Historiker zu geben vermag, abgeurtheilt werden kann. In unverantwortlicher Leichtfertigkeit hat der größere Theil des deutschen Verlagsbuchhandels die schwere Schuld auf sich geladen, daß nach einem Menschenalter von selbst für die Nachwelt hochbedeutenden Werken, deren Entstehung in die letzten 15 Jahre fällt, kaum noch etwas vorhanden sein wird. Holzstoff und Schwerspath und was dergleichen schöne „Papiersubstanzen“ mehr sind, werden eine ganze Reihe von Werken aus unserer Literatur vertilgen, über deren Verlust — nach uns die Sündfluth! — sich das kommende Geschlecht trösten mag. Angesichts solcher Thatfachen betrachte ich wehmüthig das zähe Leben einer vor mir liegenden Nummer der Kölnischen Zeitung vom 25. Juni 1814, einen bescheidenen halben Bogen in Quartformat, der seiner ganzen Ausstattung nach auf das heutige „Weltblatt vom Rhein“ nicht schließen läßt.

Um so verdienstlicher ist es, daß dem modernen Preßwesen von befügter Seite her Beachtung und daß namentlich auch den Schäden unserer Zustände specielle Theilnahme gewidmet wird. So ist über das Anzeigewesen schon mehrfach und gut geschrieben worden. In neuester Zeit hat Hr. Robert Schmölder („Das Inseratenwesen als Staatsinstitut“. Leipzig, Reißner & Ganz) demselben Gegenstand ein sehr gut geschriebenes Schriftchen gewidmet. Der herbe Wahlspruch, den es auf dem Titel führt: „Quae medicamenta non sanant, ferrum sanat“ darf ängstliche Gemüther nicht schrecken; ein milder, ernster Ton geht durch die ganze Arbeit. Ob er im Stande ist, ergraute Sünder zur Buße zu bringen, wage ich zu bezweifeln, jedenfalls aber ist es verdienstlich, daß wieder einmal dieses Thema aufgenommen und vor der Oeffentlichkeit discutirt wird. Der Verfasser kommt in seiner geschichtlichen Einleitung über die, um mich so auszudrücken, juristische Berechtigung unseres heutigen Anzeigewesens, welches sich in den Tagesblättern breit macht, zu dem begründeten Ergebnis, daß sich der (zunächst der preußische) Staat durch die Verzichtleistung auf sein alleiniges Recht, vermitteltst amtlicher Blätter dem Publicum Anzeigen vorzuführen, nicht nur eines bedeutenden pecuniären Gewinnes, sondern namentlich auch eines nach mehreren Seiten hin gewichtigen Einflusses auf die Sittlichkeit unseres öffentlichen Lebens entäußert hat. Was den ersten Punkt betrifft, ist es interessant zu erfahren, daß das gesammte Einkommen des preußischen Fiscus aus dem „Intelligenz-Insertionszwang“, welches dem Militärwaisenhaus in Potsdam zusloß, im Jahre 1848 noch nicht soviel betragen hat, wie jetzt etwa allein die Dresdener Nachrichten abwerfen, deren Reinertrag 1875, irre ich mich nicht, auf rund 64,000 Thaler angegeben wurde. Und diese verhältnißmäßig hohe Summe ist doch nur ein geringer Theil des nicht einmal annähernd zu schätzenden Betrages, welcher aus zahllosen Taschen in die Beutel der Zeitungs- und Journalbesitzer fließt. Was nimmt nicht heut-